

*Berliner Zeitung vom 13. August 1996*

## **Konturen einer Epoche**

**»Vierzig Jahre«**

**Günter de Bruyns Resümee eines Lebens in der DDR**

*Von Hans-Georg Soldat*

Die Erwartungen an Günter de Bruyn waren hoch. Vielleicht zu hoch. Aber das verwundert nicht angesichts des vor vier Jahren erschienenen Bandes Lebenserinnerungen, der unter dem bescheidenen Titel »Zwischenbilanz – Eine Jugend in Berlin« Prosa enthielt, die wahrscheinlich in die deutsche Literaturgeschichte eingehen wird. Das Buch schilderte die Zeit bis ungefähr zur Gründung der DDR. Möglicherweise hatten die meisten der Erwartungsvollen den Eingangssatz dieses ersten Bandes nicht mehr so ganz im Gedächtnis: »Mit achtzig gedenke ich, Bilanz über mein Leben zu ziehen; die Zwischenbilanz, die ich mit sechzig beginne, soll eine Vorübung sein: ein Training im Ich-Sagen, im Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion.«

Doch selbst eingedenk solcher Zurückhaltung wird man ein leises Gefühl des Unbefriedigtseins nicht los. Kein Zweifel, Günter de Bruyns Fortsetzung seiner Autobiographie, die jetzt im Fischer Verlag unter dem Titel »Vierzig Jahre – Ein Lebensbericht« herauskam, ist großartig geschrieben, verkörpert noble, völlig uneitle Lebensweisheit und gibt einer Epoche, der vergangenen DDR, noch da starke Konturen, wo andere nur verschwommene Umrisse sehen; sie ist also auf jeden Fall lesenswerter als eine Menge anderer zeitgenössischer Literatur. Woher also die sanfte Unzufriedenheit nach der Lektüre?

Da kommt wohl verschiedenes zusammen. Es beginnt damit, daß verblüffenderweise der Band, der doch durchaus in Teilen auch dramatische vierzig Jahre schildert, um rund ein Drittel kürzer ist als der erste, der lediglich zwanzig Jahre umfaßt. Natürlich eine Äußerlichkeit, die jedoch Rückschlüsse auf den existentiellen Wert zuläßt, den der Autor den jeweiligen Zeiten zubilligt.

Vielleicht spielt auch eine Rolle, daß die Erinnerungen an ein Leben in der DDR – aus welchem Grunde auch immer – sehr viel stärker episodisch aufgebaut sind als die Schilderungen der Jugend de Bruyns. Das mag gewollt sein, kann aber auch gelesen werden als eine unbe-  
wußte, grundsätzliche Schwierigkeit, die DDR-Zeit, im Gegensatz zur Ära der Weimarer Republik oder der Nazizeit, schon geschichtlich einzuordnen – sie also, wie man landläufig sagt: »zu bewältigen«. Zweifellos ist dies Resultat jener Selbstbescheidung des Autors, die sich als roter Faden durch beide Bände seiner Autobiographie zieht. Doch man muß sich dies beinahe gewaltsam immer wieder vor Augen halten, um nicht angesichts mancher allzu karg anmutender Auskünfte ungerechterweise enttäuscht zu werden.

Tatsächlich ist dieser zweite Band seiner Autobiographie viel stärker als der erste ein offener Selbstverständigungsversuch de Bruyns. Der Autor bemüht sich, zum einen, seine Integration in die Gesellschaft der DDR zu verstehen, mehr noch allerdings, zum anderen, seine Stellung innerhalb des Staates DDR zu begreifen. Während er mit ersterem nur bedingt Schwierigkeiten hat, schlägt er sich mit dem zweiten Punkt weidlich herum – wobei allerdings nicht ganz klar wird, ob er zwischen diesen beiden Aspekten selbst genau trennt. Nur mittelbar wird die Unterscheidung deutlich: An seiner liebevollen Beschreibung der Menschen in seinem Umkreis und an der eher harschen Beurteilung parteipolitisch-staatlicher Willkür, die sich naturgemäß bei ihm zuallererst an der Kulturpolitik der Hager, Höpcke oder Kant festmacht.

Freilich werden alle Einwände überlagert vom Fluß des literarisch meisterhaften Textes. Man kann es nicht oft genug wiederholen: Gün-  
ter de Bruyn ist ein genuiner Erzähler, in gewisser Weise der Jean Paul der gewordenen DDR. Er schreibt über Privates: über seine Mutter und ihren Tod, über seine Ausbildung als Bibliothekar, über die erste Be-  
gegnung mit dem Haus, in dem er jetzt lebt, über kleine Reisen ins »westliche Ausland« und große Wanderungen durch die DDR, über die ersten Erfolge als Schriftsteller, wobei er skrupulös mit sich ins Gericht geht, weil sie ihm nicht wesentlich mehr mißbehagt hatten. Er berichtet von gewissermaßen offiziellen, ja historischen Geschehnissen: vom 17. Juni 1953, vom 13. August 1961, als die Mauer gebaut wurde, von Be-

gegnungen mit Kollegen, aber auch mit Wolfgang Harich, vom PEN und von der Akademie der Künste, von den Auseinandersetzungen im Schriftstellerverband der DDR, seinen Erfahrungen mit Verlagen und der Zensur in seinem Lande oder vom 9. und 10. November 1989, den Tagen als die Mauer dann wieder fiel. Von der märkischen Landschaft ist die Rede, die ihn immer wieder aufs neue fasziniert und mindestens genausoviel von seiner Unfähigkeit, Konflikte auszuhalten. Kann sein, daß der eine oder andere von der so zur Schau gestellten Zurückhaltung auf die Dauer sogar ein wenig deprimiert wird.

»... mit dem Mut, die bisher unterdrückte Meinung zu sagen, kamen auch Frechheit, Dummheit und Brutalität wieder hoch«, beobachtete er am 17. Juni 1953. Er benutzt ein ähnliches Bild zum Ende der DDR und notiert, daß sich die Heimkehrer nach dem Fall der Mauer, »... Dummheiten zuriefen, die sie früher gedämpfter von sich gegeben hatten«. Eine problematische Behauptung, denn wer will aufrechnen, ob die Dummheiten lebenslang gegängelter Menschen die perfiden Dummheiten und Brutalitäten eines autoritären Staates je erreichen können.

Insgesamt jedoch ist auch der zweite Teil dieser Autobiographie de Bruyns bemerkenswert und wichtig. Er ist es selbst da noch, wo man sich mehr Details bei der Schilderung wichtiger kulturpolitischer Ereignisse gewünscht hätte oder weniger Ratlosigkeit bei der Erklärung der eigenen Entwicklung. Solche Momente machen das Buch schließlich auch sympathisch. Sie führen weg von der Rolle des Schriftstellers als moralische Instanz, an die die Leser ihre eigenen Probleme zwecks literarischer Scheinlösung delegieren können – ein Part, vor dem Günter de Bruyn geradezu panische Angst hat. Noch im Nachhinein hadert er mit der Willfährigkeit, mit der er und viele andere Autoren diese Funktion lange Jahre übernommen hatten. Solche selbstkritischen Töne werden ihm einige Kollegen verübeln. Er sollte es gelassen tragen.

Günter de Bruyn: »Vierzig Jahre – Ein Lebensbericht«. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1996. 267 Seiten; 39,80 DM.